BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Über die Autorin:

Pauline Peters, geboren 1966, ist Journalistin. Ihre Leidenschaft gilt der britischen Lebensart. Sie liebt Landhäuser und Parks sowie den Afternoon Tea. In ihrem mitreißenden Schmöker entführt sie die Leser in eine Welt voll englischen Flairs, angesiedelt in den nebligen Straßen der Arbeiterviertel und auf den prachtvollen Landsitzen der Aristokratie.
Pauline Peters lebt in Deutschland. Sie arbeitet zurzeit an ihrem nächsten großen Schmöker.

Pauline Peters

DIE RUBINROTE KAMMER

Roman

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17 342

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30827 Garbsen.

Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln
Lektorat: Melanie Blank-Schröder
Innenillustration: Tina Dreher, Alfeld/Leine
Titelillustration: © Trevillion Images/Nic Skerten;
© huber-images-de/Borchi Massimo
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde
Satz: Urban SatzKonzept, Düsseldorf
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-17342-6

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

ERSTES KAPITEL

London, 1907

Victoria Bredon eilte die Palmer Street entlang. Ein Mann im dunklen Anzug bedachte ihre geschminkten Lippen und die lila-weiß-grüne Stoffrosette auf ihrem Mantelrevers – das Symbol der Suffragetten – mit einem empörten Blick.

»Das Wahlrecht für Frauen!«, rief sie und winkte ihm übermütig zu.

Hinter der nächsten Straßenecke blieb Victoria stehen. Sie holte eine kleine Kodak-Kamera aus ihrer Handtasche und nahm das Bild, das sich ihr bot, konzentriert in sich auf. Für einen Moment war sie keine Kämpferin für das Frauenwahlrecht, sondern ganz einfach eine Fotografin.

Die blasse Februarsonne ließ die Ziegel- und Sandsteinfassade der Caxton Hall mattrosa schimmern. Einige Hundert Frauen hatten sich vor dem neobarocken Gebäude mit den vielen kleinen haubenförmigen Dachgauben versammelt. Sie hielten Plakate und Banner, die Aufschriften trugen wie »Das Wahlrecht für Frauen« oder »Keine Steuern ohne Beteiligung an der Regierung«.

Die meisten Frauen waren einfach gekleidet wie Arbeiterinnen, Dienstmädchen oder kleine Angestellte, doch einige trugen elegante Hüte und Mäntel. Sie entstammten offensichtlich der oberen Schicht. Viele der Mitstreiterinnen hatten sich wie Victoria die Lippen geschminkt als Zeichen dafür, dass sie nicht länger bereit waren, sich zurückhaltend, keusch und

demütig zu benehmen, so wie es die im siebten Regierungsjahr Edwards VII. immer noch herrschende viktorianische Moral verlangte. Victoria lächelte, während sie den Auslöser betätigte. *Die roten Lippen werden die Gesichter auf den Fotos kontrastreicher erscheinen lassen*, dachte sie.

»Das Wahlrecht für Frauen!«, »Das Wahlrecht für Frauen!«, begannen einzelne Demonstrantinnen zu skandieren, andere fielen ein, bis schnell ein lauter Chor erscholl und die Menge sich in Bewegung setzte. Victoria schoss noch eine letzte Fotografie, ehe sie sich der Demonstration anschloss.

»Habt ihr euch entschlossen, zum Parlament zu ziehen?«, wandte sie sich an eine ältere Frau mit markanten Gesichtszügen.

»Du hast nicht an der Versammlung teilgenommen?«

Victoria schüttelte den Kopf. »Nein, ich musste arbeiten.«

Sie hatte in den Docks fotografiert und ihre große Kamera erst noch in ihre Wohnung am Green Park gebracht, da sie zu schwer, zu wertvoll und zu unhandlich war, um sie zu einer Demonstration mitzunehmen.

Die ältere Frau verzog ihren Mund zu einem spöttischen Lachen. »Nun, wir werden nicht nur zum Parlament marschieren. Da all unsere Petitionen nichts bewirkt haben, werden wir zu drastischeren Mitteln greifen. Wir stürmen das Parlament.« Ihre Stimme hatte einen starken Cockney-Einschlag.

»Wirklich? Eine gute Entscheidung.«

Victoria spürte Freude und Aufregung in sich aufsteigen. Gut ein Jahr zuvor hatten die Liberalen die Konservativen mit einem Erdrutschsieg von der Macht abgelöst. Vor der Wahl waren die freiheitlich denkenden Männer gern bereit gewesen, sich von den Frauen unterstützen zu lassen – sei es als Werbe-

rinnen für liberale Stimmen oder als Helferinnen bei ihren Wahlveranstaltungen. Vor allem Frauen, die Tee ausschenkten und Kuchen verteilten, waren sehr willkommen gewesen. Nach dem Wahlsieg hatten die Liberalen das Frauenwahlrecht dann nur noch als eines der untergeordneten Probleme betrachtet. Als schließlich bei der Rede des Königs zur Parlamentseröffnung die Forderung nach einem Wahlrecht für die Frauen noch nicht einmal erwähnt worden war, hatte dies für viele Suffragetten endgültig das Fass zum Überlaufen gebracht.

»Wahrscheinlich wird es vor dem Parlament recht rau zugehen, Kindchen.« Die Frau musterte Victorias zierliche Gestalt zweifelnd.

»Keine Sorge, ich kann auf mich aufpassen.« Victoria schüttelte den Kopf. »Das Wahlrecht für Frauen! Das Wahlrecht für Frauen!«, stimmte sie in den Chor mit ein, während die Demonstrantinnen an Westminster Abbey vorbeizogen.

Wieder durchpulste Victoria freudige Aufregung. In zwei Jahren würde sie endlich einundzwanzig und damit volljährig sein. Wahrscheinlich gab es bis dahin das Frauenwahlrecht noch immer nicht. Aber sie wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Wählen zu dürfen bedeutete ja nicht nur, über die politischen Geschicke des Landes mitzuentscheiden. Es bedeutete auch Gerechtigkeit und dass jede Frau – ob arm oder reich – die Chance hatte, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Wobei es nicht einer gewissen Ironie entbehrt, dass mir als Kind ausgerechnet eine Frau klargemacht hat, was es bedeutet, nicht über sich selbst bestimmen zu dürfen und völlig abhängig zu sein, ging es Victoria durch den Kopf.

Die vier Monate, die sie als Kind in Franken, in Deutschland, bei ihrer tyrannischen Großmutter mütterlicherseits, der

Fürstin Leontine von Marssendorff, verbracht hatte, waren, selbst aus der Distanz betrachtet, die Hölle gewesen.

»Das Wahlrecht für Frauen! Keine Steuern ohne Regierungsbeteiligung!«, rief Victoria unwillkürlich noch lauter.

Vor ihnen tauchten jetzt die hellen Mauern des im neugotischen Stil errichteten Parlaments auf. Trillerpfeifen schrillten durch die Luft.

»Zurück, Ladys, gehen Sie sofort zurück«, hörte man Männer brüllen.

»Lassen Sie uns durch!«

»Wir sind Steuern zahlende Bürgerinnen! Wir fordern das Recht, das Parlament betreten zu dürfen!«, schrien die aufgebrachten Frauen.

»Wenn der Premierminister sich weigert, uns zu empfangen, gehen wir eben ohne Einladung zu ihm.«

Die Demonstrantinnen kamen kurz zum Stehen. Doch gleich darauf stürmten sie voran.

»Den Frauen in den ersten Reihen ist es gelungen, die Polizeikette zu durchbrechen!«, rief jemand.

Wild entschlossen, ins Innere des Parlaments zu gelangen, drängte Victoria inmitten der Menge weiter. Aus den Augenwinkeln nahm sie eine Gruppe feixender Männer wahr. Eine Frau vor Victoria wurde von einem faulen Ei getroffen, sie selbst von einer schimmligen Orange. Sie rutschte auf etwas Glitschigem aus, hatte Mühe, nicht zu fallen.

Victoria hatte eben das Gleichgewicht wiedererlangt, als sich das Schrillen der Trillerpfeifen verstärkte. Hufgetrappel drang an ihr Ohr. Berittene Polizisten drängten auf den Platz und trieben ihre Pferde zwischen die Demonstrantinnen. Panische Schreie, Flüche und wütende Rufe erklangen.

Ha, das ist also die angeblich stets so ritterliche Polizei!, dachte Victoria zornig. Sie kämpfte gegen ihre eigene Panik an,

duckte sich unter einem Pferdehals hindurch und drängte weiter. Am Rand des Platzes angelangt, zog sie ihre Kodak aus der Handtasche und richtete sie auf das Geschehen.

Ein Polizist, den Schlagstock hoch erhoben, erschien vor ihrer Linse. Sie fing zwei weitere Polizisten mit ihrer Kamera ein, die eine sich heftig wehrende Frau unter den Achseln packten und über das Pflaster zerrten. Aus der feixenden Gruppe stürzten sich Männer in das Getümmel, hielten Frauen fest und begrapschten sie.

»Da ist noch eins dieser Weiber!« Zu spät bemerkte Victoria, dass sich ein Mann vor ihr aufgebaut hatte. Er fasste sie grob am Arm, sodass ihre Kodak zu Boden fiel. »Komm schon, Kleine, gib mir einen Kuss.«

Er sprach das Englisch der unteren Mittelschicht und grinste sie gehässig an. In seiner oberen Zahnreihe klaffte eine breite Lücke.

»Finger weg!«

Mit einem Jiu-Jitsu-Griff brachte Victoria den Mann zum Taumeln, dann stürzte er zu Boden.

Die Kodak … Wo war die Kodak?

Hastig blickte sie sich um. Sie schlängelte sich zwischen zwei Männern hindurch und hatte die Kamera eben aufgehoben, als sie wieder gepackt wurde, dieses Mal von hinten. Ein Unterarm presste sich gegen ihre Kehle.

»Du bist ja eine ganz Wilde. Na, soll ich's dir mal richtig besorgen, bevor ich dich der Polizei übergebe?«

Ein nach Zwiebeln und Bier stinkender Atem drang Victoria in die Nase. Es gelang ihr, den Kopf ein wenig zu drehen. Ein stoppliges, stark gerötetes Gesicht ragte über ihr auf. Lachend zerrte der Kerl sie weiter, während sie vergebens nach ihm trat und versuchte, sich aus seinem Griff zu winden.

»Das ist ja nun aber ein ganz schlechtes Benehmen. Lassen

Sie die junge Dame auf der Stelle los!«, hörte Victoria eine kultivierte Männerstimme. Ein junger Mann hatte sich, wie sie jetzt sah, vor ihrem Peiniger aufgebaut.

»Hau ab, du feiner Pinkel. Sonst gibt's was in die Fresse«, knurrte dieser.

»Nun, wenn Sie partout nicht mit sich reden lassen wollen ...«

Eine Faust schoss an Victoria vorbei und landete im Gesicht des Stoppelbärtigen. Dieser stolperte rückwärts. Victoria ergriff die Gelegenheit, riss sich von ihm los und bog in die Parliament Street ein. Als sie sich kurz umdrehte, sah sie ihren Retter hinter sich, den Stoppelbärtigen und einige von dessen Kumpanen dicht auf den Fersen. In diesem Moment kam ein Hansom Cab aus einer Seitenstraße.

»Kommen Sie!« Der junge Mann ergriff Victorias Arm und rannte mit ihr auf das Gefährt zu. »Egal wohin, nur weg von hier!«, rief ihr Retter dem Kutscher zu, während er ihr auf den Sitz half und sich dann neben sie fallen ließ.

»Sehr wohl, Sir!« Während der Kutscher wendete, ließ er seine Peitsche über die Verfolger tanzen. Dann preschten die Pferde im Galopp in Richtung Covent Garden.

»Manchmal braucht man im Leben einfach nur ein wenig Glück. Ich hätte mich wirklich höchst ungern mit diesem Mob herumgeprügelt. Noch dazu, da ich nicht richtig in Form bin.« Der junge Mann bewegte die Finger seiner Rechten und verzog dann schmerzerfüllt das Gesicht.

Zum ersten Mal hatte Victoria Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten. Er hatte hellbraunes, kurz geschnittenes Haar und dunkelbraune Augen. Er war nicht direkt gut aussehend, doch seine Gesichtszüge waren ebenmäßig. Eine Braue stand etwas höher über den Augen als die andere, was wirkte, als zöge er sie ironisch nach oben. Die kleinen Kerben neben seinem brei-

ten Mund ließen Humor vermuten. Sie schätzte, dass er Mitte zwanzig war und aus einer gebildeten Familie stammte, denn er sprach mit einem Oxford- oder Cambridge-Akzent. Zu diesem Eindruck trug auch bei, dass sein brauner Mantel zwar etwas abgetragen, aber eindeutig maßgeschneidert war.

»Meine Güte«, murmelte er nun, »ich hätte wirklich nicht gedacht, dass ich mir einmal für eine Anhängerin von Mrs. Pankhurst die Hand verstauchen würde.«

»Sie sind also nicht für das Frauenwahlrecht?«, fragte Victoria hitzig.

»Ich habe nichts dagegen …«

»Wie überaus generös von Ihnen.«

»Aber gern …« Er winkte großzügig ab. »Allerdings habe ich etwas gegen Mrs. Pankhurst.«

»Da sie sich nicht still und duldsam verhält, wie es die herrschende Meinung von Frauen verlangt, sondern ihre Rechte einfordert?«

»Nein, weil ich die Vorkämpferin für das Frauenwahlrecht für fürchterlich dogmatisch und selbstgerecht halte.«

»Ach, sind Sie etwa der Meinung, dass das Wahlrecht für Frauen auf keinen Fall vor dem allgemeinen Wahlrecht für Männer eingeführt werden darf? Weil damit Ihre eigenen Geschlechtsgenossen benachteiligt wären? Wobei Sie …«, Victoria betrachtete ihn ärgerlich, »… bestimmt zu den Männern zählen, die ein Haus besitzen oder eine Wohnung gemietet haben und damit die Regierung wählen dürfen.«

»Ich gebe zu, ich bin Besitzer eines kleinen Reihenhauses.« Er grinste, während er ein Leinentaschentuch aus seiner Manteltasche zog und es Victoria reichte.

»Was soll ich damit?«, fragte sie irritiert. »Stören Sie sich etwa an meinen geschminkten Lippen?«

»Nicht im Geringsten. Ich finde sie im Gegenteil ganz

reizend. Aber … Falls Sie Ihre Schulter säubern möchten …«

»Oh …«

Victoria spähte an sich hinunter. Reste der schimmligen Orange hafteten an ihrem Mantel. Hastig wischte sie sie ab.

Nun erst bemerkte Victoria die zusammengefaltete Zeitung, die in der Manteltasche des jungen Mannes steckte. Unter dem Zeitungsnamen, *The Spectator*, sprang ihr das Datum 13. Februar ins Auge.

»O mein Gott«, erschrocken fuhr sie sich mit der Hand an den Mund, »wie spät ist es eigentlich?«

Ihr Retter ließ seine Taschenuhr aufschnappen. »Kurz nach halb vier.«

»Ich muss sofort zum Ritz.«

»Zum Ritz?«

Victoria nickte niedergeschlagen. »Ich hatte völlig vergessen, dass ich dort seit drei Uhr verabredet bin.«

»Sie stecken voller überraschender Facetten.« Ihr Begleiter beugte sich aus dem Hansom Cab und rief dem Kutscher das Ziel zu. »Es war übrigens sehr beeindruckend, wie Sie einen dieser Kerle zu Fall brachten. Sah wie ein Jiu-Jitsu-Griff aus. Wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten.«

»Es *war* Jiu-Jitsu.«

»Tatsächlich?« Nun war *er* irritiert.

»Mein Vater hat es mir beigebracht.«

»Er muss ein bemerkenswerter Mann sein.«

»Ja, das war er«, erwiderte Victoria leise. Noch immer hatte sie nicht verwunden, dass ihr Vater seit über einem Jahr tot war, und sie vermisste ihn immer noch jeden Tag. Ihre Mutter war, als Victoria dreieinhalb Jahre alt gewesen war, an einem Fieber gestorben. Sie sah das Mitgefühl in den Augen ihres Gegenübers und sagte deshalb rasch: »Was hat Sie eigentlich

vorhin vor das Parlament verschlagen? Für das Frauenwahlrecht demonstriert haben Sie ja wohl kaum.«

»Nein, ich gestehe, ich war nicht deshalb dort, sondern von Berufs wegen. Ich arbeite für den *Spectator*. Mein Name ist Jeremy Ryder.« Er holte eine Visitenkarte aus der Innentasche seines Mantels und reichte sie ihr. »Ich möchte nicht zudringlich sein, aber würden Sie mir vielleicht auch Ihren Namen verraten?«, fragte er dann.

»Oh, natürlich.« Victoria nahm eine ihrer Karten aus ihrer Handtasche. »Victoria Bredon.«

»Bredon ... Etwa wie der berühmte Gerichtsmediziner Bernard Bredon?« Er blickte sie überrascht an.

»Ja, genau. Er war mein Vater.«

Die Kutsche überquerte den Piccadilly Circus mit seinen georgianischen Häusern, gleich würden sie das erst im Jahr zuvor eröffnete Hotel erreichen.

»Verzeihen Sie, ich habe mich noch gar nicht dafür bedankt, dass Sie mich vor diesem widerlichen Kerl gerettet haben«, fiel Victoria plötzlich ein, und sie errötete unwillkürlich.

»Es ist mir stets eine Freude, mich Damen gegenüber als Gentleman zu erweisen.« Jeremy Ryder schüttelte den Kopf, als Victoria nach ihrem Portemonnaie griff. »Unter keinen Umständen würde ich es zulassen, dass Sie sich an den Kosten für diese Fahrt beteiligen.«

»Da Sie schon das Wahlrecht haben und ich noch nicht, akzeptiere ich Ihr Angebot ausnahmsweise.«

Victoria lächelte zum Abschied, als die Kutsche hielt, sprang hinunter und eilte auf den imposanten Eingang des Ritz zu.

Der livrierte Türsteher stellte sich Victoria mit grimmig entschlossener Miene in den Weg, als wäre er der heilige Michael,

der das Himmelstor vor dem Ansturm der Hölle verteidigen musste. Sie war sich darüber im Klaren, dass sie alles andere als respektabel wirkte. Ihr Mantel hatte seine besseren Tage schon seit Längerem hinter sich, dort, wo die Orange sie getroffen hatte, prangte immer noch ein Fleck.

»Guter Mann, es ist nutzlos, mich wegzuschicken.« Sie blickte dem Portier fest in die Augen und sprach ihr hochnäsigstes Upperclass-Englisch. »Ich bin mit Lady Glenmorag zum Tee verabredet.«

Wortlos öffnete der Türsteher Victoria und ließ sie in die Halle ein, wo er ihr ebenso wortlos bedeutete zu warten. Victoria kannte das Gebäude mit der strengen und gleichzeitig eleganten Fassade gut, da sie ganz in der Nähe wohnte, doch sie hatte es noch nie betreten. Hier Tee zu trinken oder zu speisen überstieg ihre finanziellen Möglichkeiten bei Weitem. Neugierig blickte sie sich um. Die cremefarbene Holztäfelung war von überraschender Schlichtheit. Einen raffinierten Kontrast dazu bildeten der dicke rotgoldene Teppich und der elegante Kronleuchter, die den Gästen einen kleinen Vorgeschmack auf den Luxus dieses Hotels gaben.

»Miss Bredon …« Jemand räusperte sich neben ihr. Der Türsteher war mit einem Kellner zurückgekehrt, der, seiner dunklen Haut- und Haarfarbe nach zu schließen, von südeuropäischer Herkunft war. »Miss Bredon, wir bedauern sehr, dass Sie warten mussten.« Der Kellner zwinkerte nervös mit den Augenlidern. »Lady Glenmorag erwartet Sie in der Tat bereits. Falls Sie sich noch frisch machen möchten, bevor ich Sie in den Palm Court begleite?« Er deutete auf einen Gang, der wohl zu den Toiletten führte. »Ich nehme Ihnen schon einmal Ihren Mantel ab, wenn Sie gestatten.«

Na ja, ich kann verstehen, dass man mich so, wie ich aussehe, nicht in den Palm Court lassen will, dachte Victoria wenig später, als sie sich in den riesigen Spiegeln über den Marmorwaschbecken der Damentoilette sah. Sie schnitt eine Grimasse. Der Hut saß schief auf ihrem Kopf. Einige Strähnen ihres roten lockigen Haares hatten sich aus dem Knoten am Hinterkopf gelöst und hingen ihr wirr ums Gesicht. Überdies war auch noch ihr Lippenstift verschmiert.

»Kann ich Ihnen helfen, Miss?« Ein junges Dienstmädchen trat auf sie zu und hielt ihr ein Silbertablett hin, auf dem Handtücher, Kämme und Bürsten lagen.

»Danke.«

Victoria nahm ein Tuch und drehte den vergoldeten Heißwasserhahn auf – das Ritz war das erste Hotel in London, in dem selbst jedes Zimmer mit fließendem kaltem und heißem Wasser ausgestattet war. Während sie den Lippenstift abrubbelte, spielte sie einen Moment lang mit dem Gedanken, sich die Lippen nachzuziehen, entschied sich dann jedoch dagegen. Ihre Großtante Hermione würde wahrscheinlich umgehend ihren Vormund aufsuchen und ihn fragen, wie er es zulassen könne, dass Victoria sich wie eine Prostituierte benehme. Eine Szene, die sie dem armen alten Montgomery wirklich ersparen wollte.

Nachdem Victoria ihr Haar einigermaßen gebändigt und ihre Nase gepudert hatte, betrachtete sie sich noch einen Augenblick lang prüfend. Jetzt, im Winter, war ihre Haut sehr hell und makellos. Aber schon im Frühjahr, mit den ersten intensiven Sonnenstrahlen, würden wieder Sommersprossen ihre Nase sprenkeln. Eine Mitschülerin im Internat hatte einmal gesagt, Victoria sehe wie eine kostbare Porzellanpuppe aus. Das Mädchen hatte dies als Kompliment gemeint und auf Victorias herzförmiges Gesicht, ihre großen grünen Augen

und ihren hübschen Mund bezogen. Aber Victoria wünschte sich, weniger *niedlich* auszusehen.

Nun denn . . .

Sie schnitt noch einmal eine Grimasse, während sie den Hut wieder mithilfe von Nadeln auf ihrem Kopf befestigte. Es war an der Zeit, dass sie sich innerlich für das Gespräch mit ihrer Großtante wappnete.

ZWEITES KAPITEL

Der Palm Court des Ritz war ein Traum aus filigranen Marmorsäulen, Gold und Stuck. Das leise Plätschern eines muschelförmigen Brunnens wurde von einer vergoldeten Nymphe bewacht. Üppige Kristallleuchter hingen von der Decke. Der verschwenderische Blumenschmuck und das große Glasdach erinnerten an ein luxuriöses Gewächshaus und sorgten für eine helle, luftige Atmosphäre. Auch die Stücke, die das Orchester spielte, waren unbeschwert und heiter.

Victoria hatte erwartet, dass ihre Großtante, Lady Hermione Glenmorag, die Tochter des achten Duke of St. Aldwyn und die Witwe des fünften Earl of Glenmorag, in der Nähe der breiten Marmorstufen thronen würde, die in den Palm Court führten – dort, wo man den Überblick über den Saal hatte und von allen Anwesenden gut gesehen werden konnte. Doch der Kellner führte sie zu einer Nische, wo ihre Großtante, geschützt von Palmwedeln, an einem Tisch saß.

Mit ihrer rosigen Haut, den blauen Augen in dem ovalen, fein geschnittenen Gesicht und ihrem hellblonden Haar hatte Lady Glenmorag in ihrer Jugend als eine Schönheit gegolten. Gemälde zeigten sie sanft lächelnd mit einem hingebungsvollen Augenaufschlag – was, wie Victoria wusste, nur Tarnung war. Sie besaß ein stählernes Herz. Jetzt, mit Mitte sechzig, war sie immer noch eine eindrucksvolle Erscheinung, auch wenn ihr Haar nun grau geworden war. Lady Glenmorag

trug ein fuchsiafarbenes Seidenkleid, das ihren makellosen Teint hervorragend zur Geltung brachte, und einen Hut derselben Farbe. Beides entsprach der neuesten Mode.

Ob sie nicht mit mir gesehen werden will und sich deshalb für diese Nische entschieden hat?, fragte sich Victoria.

»Mylady …«

Der Kellner verbeugte sich vor ihrer Großtante, ehe er Victoria den Stuhl zurechtrückte und dann mit lautlosen Schritten entschwand.

»Du kommst eine knappe Stunde zu spät.« Lady Glenmorag gab sich nicht die geringste Mühe, ihren Ärger zu verbergen. »Wenn ich nicht darüber informiert worden wäre, dass eine reichlich derangiert wirkende junge Dame, die behauptete, meine Großnichte zu sein, im Ritz eingetroffen sei, wäre ich bereits gegangen.«

Victoria bedauerte es ein wenig, sich nicht noch ein bisschen mehr verspätet zu haben. Was auch immer Großtante Hermione mit ihr zu besprechen hatte – eine angenehme Plauderei unter Verwandten würde diese Unterhaltung sicher nicht werden.

»Es tut mir leid, ich wurde aufgehalten«, sagte sie bemüht höflich.

Dass sie aufgehalten worden war, entsprach in gewisser Weise der Wahrheit. Ihre Großtante musste ja nicht wissen, welche Begebenheit sie die Uhrzeit schlichtweg hatte vergessen lassen.

»Nun ja, jetzt bist du ja hier …« Lady Glenmorags Tonfall wurde ein bisschen gnädiger, und so stand Victoria gehorsam auf, beugte sich zu ihr hinunter und reichte ihr die Wange zum Kuss. Doch plötzlich wich die alte Dame vor ihr zurück, als vermutete sie eine ansteckende Krankheit bei ihrer Großnichte. »Da ist *Farbe* an deinem Mundwinkel«,

erklärte sie mit bebender Stimme. »Hast du etwa Lippenstift benutzt?«

Also konnte sie gleich die ganze Wahrheit sagen …

Victoria setzte sich wieder. »Ich habe an einer Suffragettendemonstration teilgenommen und mich deshalb geschminkt. Nicht etwa, weil ich vorhätte, Geld als Prostituierte zu verdienen.«

»Wenn du dieses unsägliche Wort schon in den Mund nehmen musst, dann sprich es wenigstens leise aus«, zischte ihre Großtante, während sie sich nervös umblickte. »Und was soll das heißen: Du hast an einer Demonstration teilgenommen?«

»Genau das, ich sagte es schon.« Victoria spürte, dass sie bald die Geduld verlieren würde.

»Du beteiligst dich also an den Aktionen dieser hysterischen Frauen, die auf herausfordernde, um nicht zu sagen ungezogene und penetrante Weise das Licht der Öffentlichkeit suchen, um auf ihre sogenannten Rechte aufmerksam zu machen?«

»Das Recht zu wählen ist kein sogenanntes Recht. Und die Taktik, durch das Verfassen und Einreichen von Petitionen etwas zu bewirken, war leider bisher völlig erfolglos«, ereiferte sich Victoria mit erhobener Stimme. »Aus diesem Grund mussten wir zu drastischeren Mitteln greifen.«

Ihre Großtante zuckte zusammen. »Bitte mäßige dich! Es muss nicht der ganze Palm Court erfahren, dass die St. Aldwyns eine Radikale in der Familie haben. Ich habe jedenfalls kein Wahlrecht benötigt, um der Welt meinen Stempel aufzudrücken.«

»Als Tochter eines Duke und Gattin eines Earls haben Sie es aber auch viel leichter als zum Beispiel eine Webereiarbeiterin«, erwiderte Victoria sarkastisch.

Lady Glenmorag lehnte sich auf dem mit cremefarbener Seide bespannten Stuhl zurück. »Ich würde sagen, dies ist eher eine Frage des Charakters und der persönlichen Standhaftigkeit als der gesellschaftlichen Position.«

»Eine Webereiarbeiterin beherbergt aber nicht den Premierminister als Wochenendgast und kann ihm auch nicht bei einem Spaziergang im Mondenschein ihre Sicht der politischen Dinge darlegen.«

»Du bist vulgär. Du …« Zwei Kellner, die sich der Nische näherten, ließen Lady Glenmorag jäh verstummen. Der eine trug ein Tablett mit silbernem Teegeschirr in den Händen, der andere eine Etagere, die mit schmalen Sandwichstreifen und einer Vielzahl kleiner, köstlich aussehender Kuchen und Törtchen bestückt war. Nachdem das Personal den Tisch gedeckt und den Damen Tee in die hauchdünnen Tassen eingeschenkt hatte, bediente sich Victoria von den Köstlichkeiten. Sie bemerkte erst jetzt, wie hungrig sie war, seit dem Frühstück hatte sie nichts mehr gegessen. Ihre Großtante nippte an ihrem Earl Grey und betrachtete sie schweigend. »Du und Hopkins … ihr müsst jeden Penny umdrehen, nicht wahr?«, fragte sie schließlich sanft.

Alarmiert ließ Victoria das Lachssandwich sinken. »Wir kommen zurecht«, antwortete sie entschieden.

»Meine Liebe, wir wissen doch beide, dass dir dein Vater so gut wie kein Geld hinterlassen hat und dass die Wohnung mit einer Hypothek belastet ist. Dein Vater hat nun einmal einen, nun ja … recht ausschweifenden und verschwenderischen Lebenswandel geführt.«

Wieder versetzte es Victoria einen schmerzlichen Stich, an ihren Vater erinnert zu werden. Einen Mann, der versucht hatte, dem Tod die Geheimnisse zu entreißen und der das Leben in vollen Zügen genossen hatte.

»Auch wenn das Ihrer Ansicht nach höchst unpassend ist – es ist auch für eine Frau möglich, Geld zu verdienen.«

»Ja, ich weiß.« Ihre Großtante winkte ab. »Du verkaufst hin und wieder Fotografien an Zeitungen und schreibst einen Reiseführer über Italien.«

»Ich …«

Victoria sparte sich die Frage, woher ihre Großtante davon schon wieder wusste. Wenigstens schien sie keine Kenntnis davon zu haben, dass Hopkins unter dem Namen Mrs. Ellingham erfolgreich Zeitungskolumnen über Haushaltstipps verfasste – was dem alten Butler ihres Vaters äußerst peinlich gewesen wäre. Sie erwartete, dass ihre Großtante nun bemerkte, anstelle von Mr. Montgomery würde sie es ihrem Mündel niemals erlauben, einer so unziemlichen Tätigkeit wie dem Gelderwerb nachzugehen. Doch stattdessen beugte Lady Glenmorag sich mit bekümmerter Miene vor.

»Victoria, dein Großvater bedauert es zutiefst, dass er sich nicht mehr mit deinem Vater versöhnen konnte«, sagte sie.

»Pah, er hat noch nicht einmal an der Beerdigung seines Sohnes teilgenommen …«

Tatsächlich war Großtante Hermione die einzige Verwandte ihres Vaters gewesen, die zur Bestattung auf dem Highgate Cemetery erschienen war.

»Du weißt doch, dass sich dein Großvater zum Todeszeitpunkt an der Riviera aufhielt. Er wäre nicht mehr rechtzeitig nach London gekommen. Außerdem konnte dein Vater sehr halsstarrig sein. Er hätte es wahrscheinlich gar nicht gutgeheißen, wenn sein Vater an seinem Grab gestanden hätte.« Ihre Großtante rührte ungehalten in ihrer Teetasse.

»Das wäre das erste Mal gewesen, dass der Duke of St. Aldwyn die Wünsche seines zweitgeborenen Sohnes berücksichtigt hätte.«

»Victoria, du bist verbittert.« Lady Glenmorag bedachte sie mit einem weiteren bekümmerten Blick. »Aber du solltest bedenken, dass es die Entscheidung deines Vaters war, ernsthaft als Gerichtsmediziner zu arbeiten.« Das Wort *arbeiten* sprach sie mit spitzer Zunge aus. »Die Zeiten haben sich geändert, aber vor zwanzig, dreißig Jahren war eine solche Tätigkeit nun einmal mit der gesellschaftlichen Stellung eines Adligen völlig unvereinbar. Wie auch immer … Dein Großvater möchte das Zerwürfnis beenden. Er reicht dir die Hand zur Versöhnung und bietet dir an, zusammen mit ihm in Aldwyn House zu leben.«

Als hätte sie die Szene mit dem Orchester geprobt, wehten nun einige Akkorde unter den Palmwedeln hindurch, die mit einem dramatischen Tremolo endeten.

Victoria legte die Kuchengabel auf den Teller. »Hat die Fürstin bei Ihnen interveniert?«, fragte sie trocken.

Sowohl für die Familie ihres Vaters als auch für die ihrer Mutter hatte die Hochzeit ihrer Eltern einen Skandal ersten Ranges dargestellt. Ihre Verwandten väterlicherseits waren außer sich gewesen, dass Lord Bernard Bredon eine Ausländerin und Katholikin heiratete. Wäre er nicht schon enterbt gewesen, wäre es bestimmt zu diesem Zeitpunkt erfolgt. Für Fürstin Leontine von Marssendorff kam die Heirat ihrer einzigen Tochter Amelie mit einem Protestanten gar der Vermählung mit dem Teufel gleich. Dass Amelies Gatte der ausgestoßene Spross seiner Familie war, fiel angesichts dieser schwerwiegenden Sünde eher weniger ins Gewicht. Trotzdem, und obwohl sich Fürstin Leontine und Lady Glenmorag nicht ausstehen konnten, hatten sie sich gelegentlich verbündet, wenn es um die Erziehung ihrer Enkelin und Großnichte ging. In ihren Vorstellungen, was für ein Kind oder eine junge Frau schicklich war und was nicht, stimmten sie, sehr zu Victorias Leidwesen, überein.

»Ich habe schon seit Längerem nicht mehr mit der Fürstin korrespondiert.« Großtante Hermione rümpfte nicht sehr überzeugend die Nase. Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und faltete die Hände im Schoß. »Victoria, sieh doch ein, dass es am besten für dich ist, wenn die Wohnung am Green Park verkauft wird und du bei deinen Verwandten lebst. Ich bin sehr wohl darüber informiert, dass ihr beide, du und Hopkins, an allem sparen müsst. Montgomery könnte in deinem Namen die Hypothek abbezahlen, und dein Großvater würde dich mit einem großzügigen monatlichen Scheck ausstatten ...«

»Auf gar keinen Fall werde ich die Wohnung verkaufen«, erwiderte Victoria heftig. Ihr Vater hatte ihr Zuhause geliebt, und Victoria liebte es ebenfalls. Dort war sie aufgewachsen, und dort war ihr Vater an Lungenkrebs gestorben. »Und auf das Geld meines Großvaters lege ich keinen Wert«, fügte sie hinzu.

»In der Stadt wird darüber geredet, dass du allein mit einem Mann zusammenlebst.« Großtante Hermione rührte wieder angelegentlich in ihrer Teetasse.

Victoria konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Hopkins ist Ende sechzig. Deshalb sollten sich derartige Gespräche eigentlich erübrigen.«

»Meine Liebe, glaub mir, auch Männer über siebzig oder achtzig können uns Frauen noch gefährlich werden.« Ihre Großtante winkte ab. »Aber nun gut, ich möchte dem wackeren Hopkins nichts unterstellen ... Bedenke jedoch – von dem Betrag, der beim Verkauf der Wohnung übrig bleibt, könntest du eine Pension für ihn aussetzen.«

»Hopkins möchte nichts weniger, als sich in den Ruhestand zurückziehen.«

»Nun ja, da du partout nicht mit dir reden lässt«, Großtante Hermione seufzte und hob mit einer eleganten Gebärde

resigniert die Schultern, »möchte ich dich nicht weiter bedrängen.«

»Tatsächlich?« Victoria konnte sich nicht vorstellen, dass sich ihre Verwandte schon geschlagen gab.

»Anfang Januar bist du neunzehn Jahre alt geworden.« Großtante Hermione führte anmutig ein Aprikosentörtchen mit Baiserhaube zum Mund. »Du hättest letztes Jahr schon bei Hofe vorgestellt und in die Gesellschaft eingeführt werden sollen, was jedoch wegen des Todes deines Vaters nicht möglich war. Nun ist das Trauerjahr vorbei. Deshalb wirst du deine Cousine Isabel zum Debütantinnenball im Buckingham Palace begleiten. Er findet in diesem Jahr schon Ende Februar statt, da Ihre Majestäten, der König und die Königin, im Mai und Juni das Commonwealth bereisen werden.«

Victoria begriff, dass der Verkauf der Wohnung nur ein Vorgeplänkel gewesen und dies der eigentliche Zweck ihres Treffens war. Sie hatte doch gewusst, dass da noch etwas kommen würde ...

»Ihr Wunsch hat nicht zufällig etwas damit zu tun, dass mein Vater einige Wochen vor seinem Tod mit dem Order of Merit ausgezeichnet wurde?«, fragte sie bissig.

Lady Glenmorag setzte ihre Teetasse mit einem leisen Klirren auf dem Unterteller ab. »Ich sagte dir schon einmal: Du bist vulgär. Deinem Großvater ist aufrichtig daran gelegen, sich mit dir zu versöhnen.«

»Sie meinen eigentlich ... er möchte der Gesellschaft eine heile Fassade präsentieren. Ich finde diese Debütantinnenbälle mit all den jungen, weiß gekleideten Frauen, die Straußenfedern auf dem Kopf tragen und sich begaffen lassen, einfach nur albern.«

Ihre Großtante betrachtete sie mit schief gelegtem Kopf. »Ich könnte dafür sorgen, dass deine Fotografien in der

Gallery am Grosvenor Square ausgestellt werden«, sagte sie dann sanft.

In der renommierten Galerie ausstellen zu dürfen war Victorias größter Wunsch. Sie rang kurz mit sich, ehe sie schließlich mit fester Stimme sagte: »Nein, danke.«

»Ja, ja, ich weiß, du möchtest, dass deine Bilder wegen ihres künstlerischen Wertes gezeigt werden und nicht aufgrund meiner Protektion.« Großtante Hermione vollführte eine generöse Handbewegung, während sie Victoria immer noch musterte. »Nun gut, wenn du einwilligst, am Hofball teilzunehmen, würde sich dein Großvater bereit erklären, das unvollendete Buch deines Vaters über seine schreckliche Arbeit zu finanzieren.«

»Haben Sie Spitzel angeheuert?«, fragte Victoria perplex. »Oder woher wissen Sie, dass ich mit Verlegern über dieses Buch gesprochen habe?«

Hopkins, der nicht nur der Butler, sondern auch der Assistent ihres Vaters gewesen war, stand kurz davor, das Buch zu vollenden.

»Du solltest wissen, dass ich meine Beziehungen habe.« Lady Glenmorag hob amüsiert die Augenbrauen. »Ich weiß auch, dass bislang kein Verleger Geld ausgeben möchte für diese Aufsätze, die sich mit ekelerregenden Themen befassen, deren widerlichen Inhalt ich hier nicht weiter ausführen möchte.«

Gerade dieses Buch über einen Bereich der Gerichtsmedizin, in dem ihr so genialer und erfolgreicher Vater über Forschungsgrundlagen nicht hinausgekommen war, hatte ihm besonders am Herzen gelegen – etwa ob Schüsse von Nahem oder aus einer großen Entfernung abgegeben worden waren oder wie die Verteilung der Blutspritzer am Tatort zu deuten war.

»Du musst nichts sagen. Ich sehe dir doch an, dass du einverstanden bist.« Ihre Großtante hob ihre Teetasse an die Lippen und nippte zufrieden daran. »Für deine Ausstattung wird natürlich dein Großvater aufkommen. Andernfalls dürftest du kaum präsentabel sein.«

»Da nun der Zweck unseres Treffens geklärt ist, haben Sie wohl nichts dagegen, wenn ich mich verabschiede.« Victoria stand auf. »Ich muss nämlich tatsächlich noch arbeiten.«

»Natürlich, meine Liebe. Soll ich einen der Kellner anweisen, dass er dir in der Küche das restliche Gebäck einpacken lässt?« Ihre Großtante deutete auf die Etagere, auf der immer noch etliche der köstlichen kleinen Kuchen und Sandwiches lagen. »Ich möchte schließlich nicht, dass du Hunger leidest. Vom armen Hopkins ganz zu schweigen.«

»Danke.« Victoria schüttelte den Kopf. »In unserer Vorratskammer müssten sich noch ein paar Kartoffeln für das Abendessen befinden.«

Immer noch ärgerlich über sich selbst, durchquerte Victoria die Halle des Ritz und trat auf die Straße hinaus. Mittlerweile war es dunkel. In der nebligen Luft verströmten die Gaslaternen ihr milchig gelbes Licht. Die tiefen Schläge Big Bens übertönten den Straßenlärm – es war fünf Uhr.

Dass das Gespräch mit Großtante Hermione unangenehm werden würde, war ja wirklich zu erwarten, überlegte Victoria niedergeschlagen. *Aber dass ich mich dazu überreden lassen würde, an einer Veranstaltung teilzunehmen, bei der junge Frauen wie Vieh auf dem Markt vorgeführt und begutachtet werden, hätte ich nun doch nicht erwartet.*

Die Tatsache, dass ihre Cousine Isabel an dem Debütantinnenball teilnehmen würde, machte alles noch schlimmer.

Isabel – genau genommen Lady Isabel Bredon – war die Tochter des ältesten Bruders von Victorias Vater und Erben des Titels. Sie konnten einander nicht ausstehen. Die wenigen Male, die sie sich als Kinder begegnet waren, waren sie nach kurzer Zeit mit Fäusten aufeinander losgegangen und hatten nur mit Mühe von ihren Nannys getrennt werden können. Auch ihr letztes Zusammentreffen drei Jahre zuvor hatte in einem heftigen Streit geendet. Victoria bezweifelte sehr, dass sie nun miteinander auskommen würden.

Na ja, falls wir uns im Buckingham Palace prügeln sollten, gäbe das wenigstens einen richtig schönen Skandal, über den noch nach Jahren hinter vorgehaltener Hand getuschelt wird … Victoria musste unwillkürlich lächeln.

»Miss Victoria Bredon?« Ein breitschultriger Bobby trat auf dem Gehsteig auf sie zu und versperrte ihr den Weg.

»Ja, die bin ich.«

»Würden Sie bitte mit mir kommen?«

»Warum das denn? Bin ich etwa festgenommen?«, fragte Victoria erschrocken. Bei der Demonstration am Nachmittag waren bestimmt viele Frauen inhaftiert worden.

»Kommen Sie einfach mit«, lautete die gleichmütige Antwort des Bobbys.

Während er ihr seine Hand auf die Schulter legte und sie zu einer Kutsche dirigierte, die am Straßenrand wartete, überlegte Victoria kurz, ob sie weglaufen sollte. Doch sie verwarf den Gedanken gleich wieder. Zum einen wäre dieses Verhalten kindisch gewesen und außerdem kannte der Polizist ja ohnehin ihren Namen.

Jetzt öffnete der Bobby den Kutschenschlag. Nachdem er Victoria in den Wagen geholfen hatte, wechselte er einige Worte mit dem Kutscher, die sie nicht verstand, und setzte sich ihr dann gegenüber auf die harte Holzbank.

Die Kutsche rollte die Regent Street in Richtung Süden entlang. Nicht nach Norden und Islington, wo das Holloway-Gefängnis lag. Dorthin wurden meistens die festgenommenen Suffragetten gebracht. Durch die Wagenfenster sah Victoria luxuriöse Läden im nebligen Licht vorbeigleiten. Passanten strömten zum U-Bahn-Eingang Charing Cross.

»Wohin bringen Sie mich?«, fragte Victoria.

»Warten Sie einfach ab, Miss«, erwiderte der Bobby gleichmütig.

Zum Zeichen dafür, dass für ihn die Unterhaltung beendet war, lehnte er seinen behelmten Kopf an die Wagenwand und begann, auf seinem Schnurrbart zu kauen.

Ich werde es nicht mehr schaffen, die Fotografien rechtzeitig für den Druck der morgigen Mittagsausgabe des Morning Star *zu entwickeln,* ging es Victoria durch den Kopf. *Na ja, falls ich tatsächlich ins Gefängnis gesteckt werden sollte, komme ich wenigstens um den Debütantinnenball herum.*

Ihr blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten, wessen man sie beschuldigte. Erst dann konnte sie handeln.

Die Kutsche hatte inzwischen die Cockspur Street hinter sich gelassen und war ins Regierungsviertel Whitehall abgebogen. Auch im Dunst wirkten die neugotischen Gebäude streng und abweisend. Vor einer Seitentür kam die Kutsche schließlich zum Stehen.

»So, da wären wir schon, Miss.« Der Bobby rückte seinen ledernen Kinnriemen zurecht und stand auf.

Der Polizist ließ Victoria eine schmale steinerne Hintertreppe nach oben vorausgehen. Im zweiten Stockwerk wies er sie an, einen mit einem Teppich ausgelegten Korridor entlangzugehen und dann vor einer Tür in der Gangmitte stehen

zu bleiben. Nachdem er geklopft hatte, öffnete ein blasser Mann um die vierzig, der einen schwarzen Anzug und einen hohen, steifen Hemdkragen trug.

»Ich habe Miss Bredon bei mir«, erklärte der Bobby.

»Gut gemacht.« Der Mann nickte, ehe er Victoria bedeutete, ihm ins Zimmer zu folgen – eine Art Vorraum, wie sie nun feststellte. In einer der mit dunklem Holz getäfelten Wände gab es eine weitere Tür. »Sir Francis ist noch beschäftigt. Nehmen Sie bitte dort Platz, Miss.« Der Mann, offensichtlich ein Sekretär, wies auf eine Gruppe hochlehniger Stühle, die neben einem Kamin standen.

Victoria benötigte einen Augenblick, bis sie begriff. »Handelt es sich bei Sir Francis etwa um Sir Francis Sunderland?«, fragte sie.

»Genau.«

Der Sekretär setzte sich hinter seinen Schreibtisch und nahm die Schreibarbeit, die er eben unterbrochen hatte, wieder auf. Seine Feder kratzte monoton über das Papier.

Und ich habe geglaubt, das Treffen mit meiner Großtante sei die unangenehmste Begegnung dieses Tages. Weit gefehlt, begriff Victoria.

Sie hatte Sir Francis nie persönlich getroffen, aber sie wusste, dass er ein hochrangiger Mitarbeiter des Innenministeriums war und für ein hartes Vorgehen gegenüber den Suffragetten eintrat.

Hinter der Zwischentür konnte Victoria gedämpfte Stimmen hören. Big Ben schlug zur Viertelstunde, als die Zwischentür geöffnet wurde. Eine schwarz gekleidete Frau trat in das Vorzimmer. Sie hatte ein rundes Gesicht mit einem kleinen Mund und eine sehr bleiche, fleckige Haut. Den Falten nach zu urteilen, die sich in ihre Stirn und ihre Wangen eingegraben hatten, war sie um die sechzig Jahre alt. Auf ihrer rechten

Wange befand sich ein großes dunkles Muttermal. Während Victoria noch durch den Kopf ging, dass sie einen verängstigten Eindruck machte, fasste die Frau schon an ihren Hut und zog den Schleier über ihr Gesicht.

»Bringen Sie Miss Bredon herein, Walters«, ertönte eine schnarrende Stimme aus dem Nebenraum.

Das Erste, was Victoria an Sir Francis auffiel, als sie über die Schwelle trat, war, dass sein Schädel vollständig kahl war. Er trug eine randlose Brille mit runden Gläsern. Seine Nase war ein wenig aufgeworfen, was Victoria unwillkürlich an den Kopf einer Schlange denken ließ. Die Ärmel seines dunklen Jacketts waren etwas zurückgerutscht und entblößten Manschetten aus schimmerndem Leinenstoff, die von schweren goldenen Knöpfen zusammengehalten wurden. Während Victoria auf Sir Francis zuging, wandte er ihr sein Gesicht zu – was irritierend war, da sie seine Augen hinter den reflektierenden Brillengläsern nicht richtig erkennen konnte. Victoria fühlte sich plötzlich merkwürdig schutzlos und ärgerte sich gleichzeitig über ihre Unsicherheit. Sie hörte, wie die Tür hinter ihr geschlossen wurde.

Wortlos wies Sir Francis auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Zögernd nahm Victoria Platz. In den beiden hohen Fenstern spiegelten sich die getäfelten Wände, die Bücherregale und der Kamin mit dem brennenden Feuer. Aus der Ferne klang gedämpft das Rollen von Kutschrädern. Victoria ertappte sich bei dem Wunsch, eines der Fenster zu öffnen und tief die frische Luft einzuatmen.

»Sie sind also die Tochter des berühmten Lord Bernard Bredon.« Victoria zuckte zusammen, als Sir Francis unvermittelt zu sprechen begann. »Jenes angeblich so genialen Gerichts-

mediziners, der jeden Auftritt im Gerichtssaal nutzte, um sich selbst in Szene zu setzen, auch wenn er damit einen Verbrecher vor der Strafe bewahrte. Hauptsache, Lord Bernard konnte den hingerissenen Geschworenen wieder einen seiner Taschenspielertricks präsentieren.« Sir Francis' Stimme, die vor Sarkasmus troff, ließ Victoria ihr inneres Gleichgewicht wiederfinden.

»Mein Vater hat sich nie in den Vordergrund gedrängt«, entgegnete sie hitzig. »Ihm ging es immer nur um die Wissenschaft und die Gerechtigkeit.«

»Wie Ihr Vater scheinen Sie charakterschwach und zügellos zu sein. Zudem lassen Sie jeden Sinn für Sitte und Anstand vermissen.« Sir Francis verschränkte seine Hände und legte sie vor sich auf den Schreibtisch. Sie waren, wie Victoria jetzt sah, sorgfältig manikürt und sehr schmal, die Finger unnatürlich lang und gekrümmt. Der Anblick erregte ein Gefühl von Ekel in ihr.

»Warum haben Sie mich hierherbringen lassen?«, fragte sie schneidend. »Wenn Sie mich verhaften lassen wollen, da ich an der Demonstration vor dem Parlament teilgenommen habe, tun Sie es bitte. Ich werde meinen Vormund und Anwalt benachrichtigen, und der wird jedem Richter klarmachen, dass ich nichts Unrechtes getan habe.«

Sir Francis musterte sie einen Moment lang schweigend, während Victoria sich wieder wünschte, sie könnte seine Augen hinter den blitzenden Brillengläsern besser erkennen.

»Sie waren acht Jahre alt, als Sie Ihrer Großmutter mütterlicherseits davonliefen, nicht wahr?«

»Ja, aber ...«, brachte Victoria verblüfft hervor.

Er hob abwehrend die Hand. »Haben Sie sich nie gefragt, warum Ihr Vater, den Sie so sehr vergötterten, Sie fünf Jahre

nach dem Tod Ihrer Mutter ausgerechnet zu einer Frau bringen ließ, mit der die eigene Tochter gebrochen hatte?«

»Mein Vater reiste für mehrere Monate nach Dehli, um dort die Gerichtsmedizin aufzubauen. Er hatte Angst, dass mir das Klima nicht bekommen und ich krank werden würde. Meine Großmutter wollte mich gern kennenlernen, und mein Vater wollte, dass ich die Sprache meiner Mutter erlernte. Er war überzeugt, dass meine Großmutter sich mir anders als ihrer Tochter gegenüber verhalten würde.«

Weshalb erklärte sie Sir Francis das eigentlich alles?

Victoria konnte den Blick nicht von den spiegelnden Brillengläsern ihres Gegenübers abwenden. Im Kamin zerbarst knackend ein Stück Kohle. Ein Geräusch, das sich ähnlich weit entfernt anhörte wie das Räderrollen auf der Straße.

»Haben Sie sich eigentlich nie darüber gewundert, dass Ihr Vater nicht wollte, dass Sie malen, obwohl Sie doch eine gewisse Begabung dafür zeigten?«

»Meine Mutter war Malerin. Wenn ich malte, hat ihn das wohl zu sehr an sie erinnert.« Wieder fragte Victoria sich, warum sie Sir Francis überhaupt antwortete. Sie musste sich von diesem merkwürdigen Bann, den er auf sie ausübte, befreien. »Was geht Sie meine Beziehung zu meinem Vater an?«, zwang sie sich zu entgegnen. »Und woher wissen Sie das alles über mich?«

»Woher ich das weiß, tut nichts zur Sache.« Der hochrangige Beamte schenkte ihr ein schmallippiges Lächeln.

»Ich habe diese Unterhaltung satt.« Victoria legte ihre Hände auf die Armlehnen des Stuhles und stand auf. »Ich gehe jetzt.«

Sir Francis ließ sie zur Tür gehen, dann sagte er leise: »Sie leiden gelegentlich immer noch unter Atemnot, obwohl der Brand, bei dem Sie beinahe ums Leben gekommen wären, nun

schon über vierzehn Jahre zurückliegt. Und Sie haben Albträume davon ...«

»Wie bitte?« Victoria wirbelte herum.

Sir Francis' Miene war völlig ausdruckslos. Für einen Moment glaubte Victoria, wie in ihren Albträumen die Hitze der Flammen zu spüren, hörte sich schreien.

»Ihr Vater hat Sie aus der brennenden Wohnung gerettet ...«

»Ja ...«

»... glauben Sie zumindest.« Seine Finger fuhren über die lederbezogene Schreibtischunterlage, griffen dann nach einem silbernen Brieföffner und spielten damit. Das Metall fing das Licht der Schreibtischlampe auf und warf Lichtsprenkel in die dunklen Ecken des Zimmers. »Was würden Sie sagen, wenn Sie erführen, dass sich Ihr vergötterter, heldenhafter Vater zu dem Zeitpunkt, als das Feuer ausbrach, gar nicht in der Wohnung aufhielt?«

»Mein Vater hätte mich niemals angelogen!«

Sir Francis lächelte nur. Wieder zerbarst ein Kohlestück knackend im Feuer. Rauch drang Victoria in die Nase. Plötzlich bekam sie keine Luft mehr. *Ruhig, ganz ruhig*, mahnte sie sich in Gedanken. *In deiner Handtasche befindet sich eine Papiertüte. Du musst sie herausnehmen und hineinatmen.* Sie zerrte am Verschluss ihrer Tasche, doch sie bekam ihn nicht auf. Panik stieg in ihr hoch. Der Raum verschwamm vor ihren Augen. Sie wollte Sir Francis anflehen, ihre Tasche zu öffnen und die Tüte herauszunehmen, aber über ihre Lippen kam nur ein hilfloses Wimmern.

Plötzlich nahm sie einen schwachen Bergamottegeruch wahr. Sie registrierte, dass Sir Francis sich an der Handtasche zu schaffen machte, und er reichte ihr schließlich die Tüte.

»Hier, nehmen Sie.« In seinen Augen stand unverhohlener

Triumph. In einem Winkel ihres Bewusstseins begriff Victoria, dass er genau über ihre Atemnot Bescheid gewusst und sie mit Absicht hineingetrieben hatte. Die Angst zu ersticken war allerdings stärker als ihre Verachtung. Sie riss ihm die Tüte aus der Hand und atmete hinein, taumelte gegen den Schreibtisch. Tränen rannen über ihr Gesicht. »Sie sind also doch nicht so stark und eigenständig, wie Sie stets vorgeben«, hörte sie Sir Francis neben sich sagen. »Im Grunde Ihres Herzens sind Sie immer noch ein verwöhntes, ängstliches Kind.« Sir Francis ging um den Schreibtisch herum und betätigte eine Glocke. Gleich darauf wurde die Tür geöffnet. »Walters, führen Sie Miss Bredon hinaus und rufen Sie Ihr eine Kutsche«, befahl er.

DRITTES KAPITEL

In dem großen georgianischen Gebäude in Piccadilly, ihrem Zuhause, blieb Victoria auf dem Treppenabsatz des ersten Stockes stehen. Sie atmete keuchend ein und aus und klammerte sich an den Handlauf des schmiedeeisernen Geländers. Es war ihr schwergefallen, die hohen Stufen hinaufzusteigen. Die verspiegelten Wände zwischen den Marmorsäulen warfen ihr Bild zurück. Ihr Gesicht war totenbleich, die Augen weit aufgerissen. Wenn Sir Francis' Sekretär sie nicht gestützt hätte, wäre sie nicht aus dem Regierungsgebäude zur Straße hinuntergelangt. Sie hatte auch noch die Demütigung hinnehmen und sich von ihm wie ein kleines Kind in die Kutsche helfen lassen müssen.

Nach einer Weile beruhigte sich Victorias Atmen so weit, dass sie die restlichen Stufen bis zum dritten Stockwerk in Angriff nehmen konnte. Als sie die Wohnung betrat, wurde die Küchentür geöffnet, und Hopkins kam heraus. Er hatte die Hemdsärmel hochgerollt und trug eine Schürze, wie immer, wenn er eines seiner köstlichen Gerichte zauberte.

»Guten Abend, Miss Victoria.« Der Butler begrüßte sie wie stets mit einem würdevollen Neigen des Kopfes und half ihr aus dem Mantel. Seine Nähe war Victoria so vertraut, dass ihre Begegnung mit Sir Francis Sunderland etwas von ihrem Schrecken verlor. »Das Abendessen ist fast fertig, Miss. Sollen wir uns gleich zu Tisch setzen, oder möchten Sie sich vorher noch

ein wenig ausruhen?« Dies war Hopkins' Art, taktvoll anzudeuten, dass sie grauenvoll aussah.

Victoria hatte keinen Hunger, aber sie sehnte sich nach so etwas Alltäglichem und Beruhigendem wie Hopkins' Gesellschaft. »Ich nehme nur schnell meinen Hut ab und mache mich ein wenig frisch«, sagte sie.

»Sehr wohl, Miss.« Hopkins verneigte sich.

Als Victoria wenig später die Küche betrat, hatte Hopkins die Schürze abgelegt, er trug stattdessen seinen schwarzen Cut. In dem gusseisernen Holz- und Gasherd, der gleichzeitig als Ofen genutzt wurde, brannte ein heimeliges Feuer. Der zwölf Meter lange Eichentisch – er war für eine ganze Brigade von Bediensteten gedacht – war am einen Ende mit einem gestärkten Leinentischtuch, Porzellantellern, Kristallgläsern und Silberbesteck gedeckt. Hopkins hatte eine Petroleumlampe entzündet, denn das elektrische Licht zu benutzen, mit dem die Wohnung eigentlich ausgestattet war, war zu kostspielig für das knapp bemessene Haushaltsbudget. Wie immer brannten zwei Kerzen, die in glänzend polierten Silberleuchtern standen. Eine einzelne Rose in einer Kristallvase neigte ihre Blüte über die kunstvoll gefalteten Servietten und eine Schüssel auf einem Rechaud.

Da sie es sich nicht leisten konnten, das Esszimmer zu beheizen, versuchte Hopkins eisern, in der Küche einen gewissen Stil aufrechtzuerhalten. »Miss ...« Er rückte ihr den Stuhl zurecht, ehe er den Deckel der Schüssel abnahm und sie ihr präsentierte, damit sie sich selbst bedienen konnte. »Ich habe Nudeln à la Reigne zubereitet.«

»Sie duften wundervoll, Hopkins.«

Dass die Speisen auf dem Tisch und nicht auf einer Anrichte

standen, war der Situation geschuldet. Es hatte Victoria auch viel Überredungskunst gekostet, Hopkins dazu zu bringen, mit ihr zusammen zu essen, seit ihr Vater nicht mehr lebte, statt ihr nur zu servieren. Er konnte sich schlecht daran gewöhnen. Ihren Vorschlag, ihn »Mr. Hopkins« statt »Hopkins« zu nennen, hatte er höflich, aber entschieden zurückgewiesen, denn dies war für ihn unvereinbar mit seiner Würde als Butler. Als er sich ihr gegenüber auf einem Hocker niederließ, ein Stuhl mit Lehne hätte die Schöße seines Cuts zerknittert, wirkte er wie stets ein ganz klein wenig verkrampft.

In jungen Jahren musste Hopkins ein gut aussehender Mann gewesen sein. Noch jetzt, im Alter von achtundsechzig Jahren, verströmte er mit seinen strahlend blauen Augen und seinem silbrig grauen, akkurat gescheitelten Haar die Aura eines hochrangigen Diplomaten – stets distinguiert und die Form wahrend. Hopkins hatte Victorias Vater seit dessen Jugend gekannt, denn er war einige Jahre lang der Butler des Duke of St. Aldwyn gewesen. Kurz nachdem Richard, sein einziger Sohn, als Soldat während des Mahdi-Aufstandes im Sudan ums Leben gekommen war, war Hopkins in den Dienst Lord Bredons getreten. Victoria vermutete, weil er ihren Vater immer gern gemocht und ihn dieser ein bisschen an seinen Sohn erinnert hatte. Neben seiner Tätigkeit als Butler hatte Hopkins ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten assistiert und ihn während seiner kurzen Leidenszeit gepflegt.

Victoria kannte Hopkins seit ihrem fünften Lebensjahr. Er hatte ihr vorgelesen, sie bei Kümmernissen getröstet und sie vor ihren Nannys und Gouvernanten in Schutz genommen. Auch wenn sie es niemals gewagt hätte, ihm dies direkt zu sagen, liebte sie ihn wie einen alten exzentrischen Onkel. Und jetzt, nach dem Tod ihres Vaters, war er ihre Familie.

»Sie hatten einen angenehmen Tag?« Hopkins schob mit dem Messer einige Käsenudeln auf seine Gabel.

»Ich habe mich – unter anderem – mit Lady Glenmorag im Ritz zum Tee getroffen.«

»Tatsächlich?«

Für jemanden, der Hopkins nicht gut kannte, klang seine Stimme neutral. Nur das leichte Heben seiner rechten Augenbraue ließ vermuten, dass er Lady Glenmorag nicht besonders mochte.

»Sie hat mir ein Versöhnungsanbot meines Großvaters übermittelt. Ich soll einwilligen, die Wohnung zu verkaufen und mit ihm zusammen auf dem Familiensitz zu leben.«

»Ich vermute, Sie haben das Angebot abgelehnt?«

»Natürlich.«

»Ich bin sehr erfreut, dies zu hören.«

Victoria stocherte nachdenklich in ihrem Essen. »Mein Großvater ist bereit, das Buch meines Vaters zu finanzieren.«

»Dafür gibt es, wie ich annehme, Bedingungen?«

»Ja, ich habe eingewilligt, zusammen mit meiner Cousine Isabel dem König und der Königin vorgestellt zu werden.«

»Mrs. Dodgson wird entzückt sein.«

Hopkins gestattete sich ein Lächeln. Mrs. Dodgson, die Zugehfrau, die zweimal in der Woche kam, um zu putzen und die Wäsche zu machen, war eine glühende Monarchistin und sammelte alle Zeitungsartikel über die königliche Familie, deren sie habhaft werden konnte. Wie Hopkins arbeitete auch sie unentgeltlich aus Gründen der Verbundenheit Victorias Vater gegenüber.

»Wenigstens eine, die sich über das Ereignis freut.« Victoria verdrehte die Augen.

»Sie werden bestimmt sehr hübsch in Ihrem weißen Kleid aussehen, Miss Victoria«, erklärte Hopkins würdevoll. »Ich

habe übrigens heute, nachdem ich das Kapitel ›Die Schwierigkeiten, Arsen als Gift in Leichen nachzuweisen, die in arsenhaltigem Erdboden bestattet waren‹ beendet hatte, meine Kolumne geschrieben. Kommen Sie in den nächsten Tagen in die Redaktion des *Morning Star* oder soll ich die Kolumne dort hinschicken?«

Victoria schüttelte den Kopf. »Ich muss morgen dort ohnehin Fotografien abgeben, ich werde sie mitnehmen.«

»Das wäre sehr liebenswürdig von Ihnen.«

Während Hopkins, den Rücken durchgedrückt, weiteraß, schob sie die Käsenudeln auf ihrem Teller hin und her. Sie hatte noch nicht herausgefunden, was der Butler von ihrem Engagement bei den Suffragetten hielt. Wenn er nicht wollte, dass man seine Gedanken las, blieb seine Diplomatenmiene undurchdringlich. Nun, sie schätzte, dass er zumindest nicht gegen das Wahlrecht für Frauen war.

Victoria gab sich einen Ruck und berichtete, wie der Polizist sie vor dem Ritz abgefangen und zu Sir Francis Sunderland gebracht hatte. »Ich dachte, dass er mich verhaften lassen würde, da ich an der Demonstration vor dem Parlament teilgenommen habe, aber stattdessen erzählte er mir Dinge über mich, die er eigentlich überhaupt nicht wissen kann. Wirklich sehr persönliche Dinge ...« Victoria senkte den Kopf. »Sir Francis behauptete, dass mein Vater mich überhaupt nicht aus der brennenden Wohnung gerettet habe.« Nun war das, was sie am meisten quälte, heraus.

»Miss Victoria, ich bin überzeugt, dass Ihr Vater Sie niemals belogen hätte.« Hopkins' Stimme hatte ihr reserviertes Timbre verloren. Er klang sehr entschieden.

Als Victoria von ihrem Teller aufblickte, hatte er die Augen halb geschlossen und murmelte vor sich hin: »Francis Sunderland ... Francis Sunderland ...« Seine Lider hoben sich unver-

mittelt, als hätte er in einem Nachschlagewerk die gesuchte Stelle gefunden. »Wenn ich mich nicht sehr täusche, hat Sir Francis als junger Staatsanwalt einen Prozess verloren, in dem Ihr Vater als Gutachter und Zeuge für die Verteidigung auftrat. Einige Jahre später wechselte er auf einen Verwaltungsposten in Indien. Vor zwei Jahren kehrte er nach England zurück und wurde als Abteilungsleiter ins Innenministerium berufen. Er ist Junggeselle, um die fünfzig Jahre alt und lebt in einem Haus am St. James Square. Halten Sie es für möglich, dass Sir Francis Sie aus Gründen eines alten Grolls Ihrem Vater gegenüber zu sich bringen ließ?«

Victoria trank hastig einen großen Schluck Wasser. »Ehrlich gesagt glaube ich das nicht«, erwiderte sie zögernd. »Also, wenn ich Sir Francis wäre und mich für meinen Vater büßen lassen wollte, hätte ich dafür gesorgt, dass ich ins Holloway-Gefängnis gesteckt worden wäre. Ihm muss es um etwas anderes gehen. Er will mir zeigen, dass er Macht über mich ausüben kann.«

»Was er auch getan hätte, wenn er Sie hätte festnehmen lassen.«

»Es geht ihm anscheinend mehr darum, mich seelisch zu demütigen.«

Wieder sah Victoria den Triumph in Sunderlands Augen, als sie beinahe erstickt wäre, und konnte nur mit Mühe verhindern zu erschaudern.

»Ein höchst unangenehmes Verhalten.« Hopkins stand auf und füllte frisches Wasser in ihr Glas. »Dafür, dass Sir Francis aus einer recht unbedeutenden Familie von Landedelleuten stammt, hat er eine steile Karriere gemacht. Erst kürzlich hat er ein Landhaus bei Cirencester erworben, das nicht gerade bescheiden sein dürfte.«

»Ein Landhaus bei Cirencester? Sind Sie sicher?«

»Allerdings.« Hopkins glitt wieder auf seinen Hocker. »Ich las über den Kauf in der *Times*. Das Haus befand sich seit der Zeit Königin Elizabeth' im Besitz der Familie Cairfax. Das sind wirkliche Aristokraten ...«

Victoria unterdrückte ein Lächeln. Manchmal war Hopkins ein Snob. »Der Ehemann meiner Freundin Constance Hogarth besitzt in der Gegend von Cirencester ebenfalls ein Landgut, Ivy Manor«, sagte sie.

»Sie sprechen von der jungen Dame amerikanischer Abstammung und Gattin des zehnten Earl of Hogarth, die kürzlich ihre Karte hier abgegeben hat?«

»Genau.« Victoria nickte. Sie und die Hogarths hatten sich anderthalb Jahre zuvor bei einem Besuch Roms kennengelernt, wohin das Paar seine Hochzeitsreise unternommen hatte. Victoria hatte für ihren Reiseführer Aufnahmen vom Forum Romanum gemacht, als Constance auf einen Säulensockel geklettert war und mit einem in die Luft gereckten, zusammengerollten Sonnenschirm als römischer Feldherr posiert hatte. Sie und ihr Gatte Louis hatten Victoria um eine Fotografie gebeten – amüsiert war sie dem Wunsch nachgekommen, ehe ein entrüsteter Wächter Constance davongescheucht hatte. »Constance ist Sir Francis bestimmt schon bei irgendwelchen gesellschaftlichen Anlässen begegnet«, sagte sie nachdenklich. »Es würde mich interessieren, was sie von ihm hält.«

»Soll ich gleich zu Lady Hogarth fahren und ihr die Nachricht überbringen, dass Sie sich gerne mit ihr treffen möchten?«

»Das wäre sehr nett von Ihnen, Hopkins.« Victoria lächelte ihn an. »Nehmen Sie sich eine Kutsche. Das gibt unsere Haushaltskasse noch her.«

»Mit Vergnügen, Miss.« Hopkins war, wie Victoria wusste, kein Freund der öffentlichen Londoner Verkehrsmittel.

»Während Sie unterwegs sind, werde ich meine Fotos entwickeln.«

»Ich wünsche Ihnen viel Freude dabei.«

Hopkins eilte um den Tisch herum und zog im genau richtigen Moment ihren Stuhl zurück.

Wie immer erschien es Victoria später wie ein Wunder, als auf dem Fotopapier im Entwicklungsbad erste schwarze und weiße Konturen und Grauschattierungen auftauchten, die sich allmählich zu einem Bild formten. Die Arbeit in der Dunkelkammer war das Einzige, wofür sie regelmäßig elektrischen Strom benutzte. Glücklicherweise hatte die Kodak, als sie während der Demonstration auf den Boden gefallen war, keinen Schaden genommen. Victoria war auch froh, dass sie die Kamera mit einem der kostspieligeren Filme statt mit Glasplatten bestückt hatte, denn diese wären beim Aufprall bestimmt zerbrochen. Einige der Fotos, die schlagstockschwingende berittene Polizisten zeigten und Frauen, die geduckt von ihnen wegrannten, waren, wie sie fand, wirklich gut geworden. *Ich bin gespannt*, dachte sie, *ob der* Morning Star *sie drucken wird.*

Als Victoria die Dunkelkammer verließ, schimmerte unter der Tür der Bibliothek, wo Hopkins üblicherweise bis in den späten Abend am Buch ihres Vaters arbeitete, kein Licht. Auch in der Küche war der Butler nicht. Er war also noch nicht von seinem Botengang nach Hampstead zurückgekehrt. Victoria erhitzte Wasser auf dem Herd und füllte es in ihre kupferne Wärmflasche.

Ihr Zimmer lag am Ende eines langen Korridores und ging zum Green Park hinaus. Dort entzündete Victoria ihre Petroleumnachttischlampe und schob die Wärmflasche in ihr

Bett. Dann ging sie zu dem zierlichen Queen-Anne-Schreibtisch und nahm den Silberrahmen mit dem Foto ihrer Eltern in die Hand. Immer wieder wurde ihr gesagt, dass sie ihrer Mutter Amelie wie aus dem Gesicht geschnitten sei. Allerdings hatte diese, wie Victoria fand, viel weniger *niedlich* ausgesehen als sie selbst. Sie hatte keine konkreten Erinnerungen mehr an ihre Mutter, aber sie fühlte sich, wenn sie an sie dachte, geliebt und behütet, und das war ihr das Wichtigste. Ihr Vater war dunkelhaarig gewesen und hatte scharf geschnittene Züge und braune Augen gehabt, womit er Victoria immer an die Porträts freibeuterischer Adliger aus der elisabethanischen Zeit erinnert hatte. *Hopkins hat recht*, dachte sie voller Zuneigung, *er hätte mich niemals belogen*.

Nachdem Victoria sich für die Nacht zurechtgemacht hatte, schlüpfte sie ins Bett und löschte das Licht. Schon einen Moment später war sie eingeschlafen …

Sie befand sich wieder in ihrem Spielzimmer in der Wohnung am Holland Park. Ihre Nanny hatte ihrem Betteln nachgegeben und war auf die Straße hinuntergegangen, wo ein Maronenverkäufer frisch geröstete Esskastanien feilbot. Plötzlich roch Victoria Rauch. Rauch und noch etwas anderes, etwas Zitroniges. War etwa die Köchin schon von ihrem Ausgang zurückgekehrt und machte sich in der Küche zu schaffen? Es würde Spaß machen, mit ihr zu plaudern. Mit ihrer Puppe in der Hand machte sie sich auf den Weg zur Küche.

Doch der Rauch kam unter einer Tür im hinteren Teil der Wohnung hervor. Sie stand noch im Gang, den Daumen vor Aufregung im Mund, als jene Tür in einem Wirbel aus Feuer zerbarst. Victoria rannte zur Eingangstür, drückte die Klinke herunter, aber die Tür war abgeschlossen. Sie schrie und schrie,

hämmerte gegen das Holz, doch niemand kam, um ihr zu Hilfe zu eilen.

Victoria erwachte mit wild klopfendem Herzen. Roch es nach Rauch? Panisch richtete sie sich in ihrem Bett auf. Doch dann hörte sie Hopkins' gemessene Schritte vor ihrer Zimmertür. Alles war in Ordnung. Sie war in Sicherheit. Erleichtert ließ sie sich wieder in die Kissen zurücksinken, nur um gleich darauf über ihren Albtraum zu grübeln. Immer wachte sie auf, während sie verzweifelt schrie und an die Tür hämmerte. Sie hatte keinerlei Erinnerung daran, wie sie aus der brennenden Wohnung gelangt war, wusste nur das, was ihr Vater ihr über ihre Rettung erzählt hatte. Und sie hatte es immer für die Wahrheit gehalten – bis heute.

Während ihrer Kindheit und Jugend war ihr Vater für sie wie ein Fels in der Brandung gewesen, der Mensch, dem sie absolut vertraute. Ja, er hatte es nicht gern gesehen, dass sie malte, doch dafür hatte er ihr das Fotografieren beigebracht. Sobald sie gut genug lesen konnte, hatte sie, wann immer sie einer Zeitung habhaft werden konnte, die Seiten nach Nachrichten über ihn durchforstet. Er war ihren Fragen nach den Toten, die er untersuchte, nicht ausgewichen, sondern hatte sie alle geduldig beantwortet. Auf diese Weise hatten die Morde ihren Schrecken für sie verloren.

Nein, ihr Vater hatte sie nicht belogen …

Im Halbschlaf vermeinte sie erneut, den zitronigen Geruch wahrzunehmen. Bergamotte … Victoria fragte sich plötzlich, weshalb ihr Vater eigentlich nach dem Brand alle Dienstboten entlassen hatte …